

Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Katholischen Sozialwissenschaftlichen
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 347

Gerhard Steger

Die neue Sehnsucht nach sozialer Verwurzelung

J.P. BACHEM VERLAG

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ will der Information und Orientierung dienen. Sie behandelt aktuelle Themen aus folgenden Bereichen:

Kirche, Gesellschaft und Politik

Staat, Recht und Demokratie

Wirtschaft und soziale Ordnung

Ehe und Familie

Bioethik, Gentechnik und Ökologie

Entwicklung und Frieden

Die Hefte eignen sich als Material für Schule und Bildungszwecke.

Bestellungen

sind zu richten an:

Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle

Brandenberger Straße 33

41065 Mönchengladbach

Tel. 0 21 61 / 8 15 96 - 0 · Fax 0 21 61 / 8 15 96 - 21

Internet: <http://www.ksz.de>

E-mail: kige@ksz.de

Ein Prospekt der lieferbaren Titel sowie ein Registerheft (Hefte Nr. 1–250) können angefordert werden.

Redaktion:

Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle

Mönchengladbach

Erscheinungsweise: Jährlich 10 Hefte, 160 Seiten

2008

© J. P. Bachem Verlag GmbH, Köln

ISBN 978-3-7616-2110-3

Die individualistische Lebensperspektive in der Sackgasse

Vierzig Jahre nach der sogenannten „Kulturrevolution von 68“ wird dieses Datum von den Medien wieder einmal zum Anlass genommen, sich mit den Ereignissen von damals, aber auch mit deren Folgen, intensiv auseinander zu setzen. Auffallend ist dabei die zunehmend kritische Beurteilung der damit einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen. Nicht nur Kai Diekmann, Chefredakteur der Bild-Zeitung, zieht in seinem Buch „Der große Selbstbetrug“ eine vernichtende Bilanz.¹ Diekmann führt einen Großteil der heutigen Probleme unserer Gesellschaft auf die Geschehnisse von 1968 zurück. Dies gilt insbesondere für den Zerfall sozialer Bindungskräfte, die in den letzten Jahrzehnten den Zustand gesellschaftlicher Verhältnisse erheblich beeinträchtigt haben. Die Verächtlichmachung von Ehe und Familie als Hort von Zwang und Repression blieb nicht ohne Wirkung: Die hohen Scheidungszahlen, die Zunahme Alleinlebender („Single“) und die geringe Geburtenrate sind nur einige signifikante Indizien, die auf die Auflösung der Familienstrukturen – der Ausdruck „Patchwork-Familie“ ist hierfür bezeichnend – hinweisen.

Unzweifelhaft ist, dass sich seit der zweiten Hälfte der 1960er Jahre gesellschaftliche Leitbilder verändert haben. Mit den Losungen Freiheit, Emanzipation und Selbstverwirklichung kann diese Entwicklung beschrieben werden. Damit verbunden war eine ablehnende Haltung gegenüber allen sozialen Bindungsverpflichtungen, was allein zählte war das Individuum mit seinen Bedürfnissen und Wünschen. Die Frage, ob diese gesellschaftlichen Veränderungen allein dem Impuls von 1968 geschuldet sind, oder ob es sich hierbei um eine Entwicklung handelt, die ihre Ursache auch in der ökonomischen Prosperität der Nachkriegszeit hat, mit dem Wandel von einer Knappheits- zu einer Überflusgesellschaft, sei dahin gestellt. Jedenfalls stellt heute für viele das Datum „1968“ eine Chiffre dar, um die immer stärker wahrnehmbaren Folgen eines gesellschaftlichen Umbruchs zu kennzeichnen, der zu dieser Zeit seinen Ausgang nahm.

Der kritische Blick auf die individualistische Lebensgestaltung, die allmählich die ganze Gesellschaft durchdrungen hat, findet heute auch deshalb so große Beachtung, weil wesentliche Sicherheitsinstanzen, die gleichsam als schützende Rahmenbedingung die damaligen Freiheitsversprechen begleitet haben, immer fragiler werden: Weitgehende Arbeitsplatzsicherheit, ein stabiles und finanzkräftiges Sozialversicherungssys-

tem und umfassende staatliche Versorgungsleistungen – alles Bedingungen, die Ende der 1960er Jahre mit dazu beigetragen haben, die gesellschaftlichen Koordinaten in Richtung einer umfassenden Individualisierung zu verschieben, und die heute ihre Selbstverständlichkeit verloren haben.

Mit dem Wegfall bzw. Reduzierung dieser stützenden Faktoren wurden die sozialen Folgen umso deutlicher sichtbar, die die Entwicklung hin zum Individualismus – gleichsam als „Kollateralschäden“ – mitverursacht hat. Denn die Vernachlässigung sozialer Bindungen fordert ihren Preis. Ein Preis, der in Form erheblicher demografischer Probleme noch lange Zeit seine Wirkungen zeigen wird – und zwar Wirkungen, die sich nicht verdrängen lassen, weil sie existenziell spürbar sein werden. Dabei geht es nicht primär um die Regelung der materiellen Absicherung, sondern die maßgebliche Frage lautet: Wer kümmert sich in Zukunft um die zunehmende Zahl alter und kranker Menschen, wo sind dann die vertrauten Personen, nahe Angehörige oder Freunde, die hier Beistand leisten können? Die Beantwortung dieser Frage lastet wie ein dunkler Schatten über einer älter werdenden „Ich-Gesellschaft“ – denn die gesuchten Personen werden fehlen, einfach deshalb, weil sie nie geboren wurden. Die gegenwärtigen Diskussionen um die Zulassung der Schweizer Sterbehilfeorganisation *Dignitas* auch in Deutschland wirken hier wie ein „Wetterleuchten“ künftiger Auseinandersetzungen. Denn die Forderung nach einem Recht auf den „eigenen Tod“ ist gleichsam der finale Abschluss eines individualistischen Lebensverständnisses, an dessen Beginn die Abkehr von Ehe und Familie stand.

Der Kontrast: Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit

Neben den dargelegten Defiziten einer stark individualisierten Gesellschaft mehren sich in den letzten Jahren Anzeichen, die darauf hindeuten, dass bei vielen Menschen wieder eine Sehnsucht nach einem Leben in sozialer Verbundenheit wächst. Dies kann in drei Bereichen aufgezeigt werden.

Heimat als neues Lebensgefühl²

Lange Zeit galt „Heimat“ als Ausweis gestriger Gesinnung. Heimat, das war ein kitschiges Idyll, bevölkert von engstirnigen Wesen. Diese Einschätzung hat sich inzwischen gründlich geändert, zusehends werden damit positive Assoziationen in Verbindung gebracht. In einer im Jahre

2004 durchgeführten Umfrage des Deutschen Sprachrats in Verbindung mit dem Goethe-Institut, bei dem nach den beliebtesten deutschen Wörtern gesucht wurde, erreichte „Heimat“ einen beachtlichen vierten Platz. In einer Zeit, in der viele Menschen aus beruflichen Erfordernissen zu Job-Nomaden werden, in der durch die Medien die ganze Welt Einzug ins heimische Wohnzimmer findet, und in der unsere Lebenswelten austauschbar werden, wie ein Blick in die Zentren beliebiger Großstädte zeigt, steht Heimat für eine tiefe Sehnsucht nach Überschaubarkeit, Geborgenheit und Zugehörigkeit.

Aber es ist nicht einfach so, dass nur diejenigen, die aus beruflichen Gründen gezwungen waren, den Ort ihrer Kindheit zu verlassen, für dieses Heimatgefühl empfänglich sind, sondern auch die „Daheimgebliebenen“ stützen diesen neu erwachten Heimatsinn. Trachtenvereine erleben in den letzten Jahren steigenden Zuspruch auch in der nachwachsenden Generation. Es wird wieder bewusst Dialekt gesprochen, und selbst der lange verpönte Heimatfilm erlebt eine Renaissance, wie die erfolgreichen Filme des bayrischen Filmemachers Marcus H. Rosenmüller zeigen.³ Alle diese Beobachtungen deuten darauf hin, dass die Menschen nach Identifikation suchen: Man möchte zum einen wieder wissen, wo die Wurzeln des eigenen Lebens liegen, und man sucht zugleich die emotionale Verbundenheit mit den Menschen, die Teil dieser besonderen Verortung sind. Aus diesem Wunsch „nach vertrauter Umgebung und verlässlichen sozialen Kontakten“⁴ kann ein neues Lebensgefühl entstehen, das ein Gegenbild zu den Anforderungen des modernen Lebens setzt.

Die neue Wertschätzung des Religiösen

Nicht erst seit ein Deutscher Papst ist, kann ein zunehmendes Interesse an religiösen Themen festgestellt werden: Man ist fasziniert vom Leben in Klöstern. Wallfahren erlebt eine Renaissance, und zwar auch unabhängig vom boomenden Pilgerziel Santiago de Compostela. Und natürlich wird auch der Person des Papstes große Aufmerksamkeit entgegengebracht. In einer Mediengesellschaft lässt sich dieses neu erwachte Interesse an der Religion sogleich in der Nachfrage nach entsprechenden Angeboten ablesen. So hatten im Jahre 2007 ein Drittel der Sachbücher auf der SPIEGEL-Jahresbestsellerliste eine religiöse Thematik als Hintergrund, angeführt von Hape Kerkelings sehr persönlichem Reisebericht über den Jakobsweg („Ich bin dann mal weg“) und dem Buch über Jesus von Nazareth von Benedikt XVI. Aber auch der Benediktiner-

mönch Anselm Grün wurde durch seine Bücher und Vorträge für viele religiös Suchende zu einem gefragten „Lebenshelfer“.

Die Faszination, die dabei der katholischen Kirche gerade von vielen an sich kirchenfernen Menschen entgegen gebracht wird, resultiert auch daraus, dass die Menschen hier ein besonders markantes Bild einer Gemeinschaft von Glaubenden vorfinden, die nicht nur charakterisiert wird durch die sichtbare institutionelle Form einer Weltkirche mit dem Papst an der Spitze, sondern die zudem tief verwurzelt ist in einer jahrtausendealten Tradition. Letzteres wirkt in einer Welt, die immer stärker von Kurzfristigkeit bestimmt wird, besonders anziehend, da es eine Zeiten übergreifende Sicherheit verheißt.

Zwar versuchen manche Interpreten diese Wiederkehr des Religiösen als eine Angelegenheit des Feuilletons zu diffamieren; aber damit macht man es sich zu einfach, und verkennt, wie tief diese „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ (Horkheimer) heute bei vielen Menschen vorhanden ist – gerade auch bei Gruppen, die bis vor kurzem noch stolz auf ihre fortgeschrittene Säkularität waren: So stellt eine erst kürzlich veröffentlichte Studie der EKD fest, dass es heute vor allem in den Städten ein wachsendes Interesse nach religiösen Angeboten gibt.⁵

Sehnsucht nach Familie

„Sehnsucht nach Familie“ – so titelte im Sommer 2007 eine Ausgabe der Reihe *SPIEGEL Special*.⁶ Während noch vor einiger Zeit – wie eingangs dargelegt – die Familie als ein Modell ohne Zukunft betrachtet wurde, wird heute damit wieder verstärkt „Sicherheit, sozialer Rückhalt und emotionale Unterstützung“⁷ in Verbindung gebracht. Diesbezüglich wird deutlich, dass trotz der unzweifelhaft bestehenden Probleme von Ehe und Familie die Wertschätzung dieser Lebensform insgesamt gesehen wieder zunimmt, und zwar auch dort, wo man dies noch vor kurzem am wenigsten erwartet hätte, nämlich bei Jugendlichen. So kam die letzte Shell-Jugendstudie „Jugend 2006“ zu überraschenden Ergebnissen: Bei den heutigen Jugendlichen ist eine erstaunlich ausgeprägte Familienorientierung festzustellen; sie attestieren der Familie eine hohe Bedeutung für ihr persönliches Glück, sie bildet „den wichtigsten *Heimathafen*, von dem aus sie die anderen Lebenswelten erschließen“⁸.

Viel Wert wird heute in den Familien auch auf ein gutes Verhältnis der Generationen zueinander gelegt. Zwar wird durch den Geburtenrückgang die Breite des Verwandtschaftskreises, also die horizontale Linie, innerhalb des familialen Netzwerks schwächer, aber durch die zuneh-

mende Lebenserwartung wird die vertikale Linie eher gestärkt, und damit die Stellung der Groß- und Urgroßeltern. Da heute zudem das Generationenverhältnis – im Gegensatz zu den 1960er und 1970er Jahren – weniger mit Werte- und Autoritätskonflikten belastet ist, ergibt sich eine gute Basis für ein vertrauensvolles Miteinander. Daraus resultiert ein starker Zusammenhalt innerhalb der Familien, auch in Form gelebter Solidarität, die Horst Opaschowski von einem neuen „Generationenpakt auf familiärer Basis“⁹ sprechen lässt.

Am Rande sei hier noch auf ein anderes Phänomen Bezug genommen, dass – auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht – mit der neu erwachten Sehnsucht nach familiärer Geborgenheit verknüpft ist, nämlich der große Erfolg von Kochsendungen. Inzwischen soll es im deutschen Fernsehen rund 90 verschiedene Sendungen dieser Art geben, die je nach Aufmachung die verschiedensten Lebensstilgruppen ansprechen.¹⁰ Es stellt sich natürlich die Frage nach den Gründen für diese hohe Zuschauerresonanz. Da Untersuchungen gezeigt haben, dass sich die wenigsten Zuschauer durch diese Sendungen zum Selberkochen animieren lassen, also nicht die Rezepte und die Zubereitungsvorgänge im Vordergrund stehen, spricht vieles dafür, dass hier insbesondere die starken emotionalen Empfindungen, die mit dem Bereich „Essen und Kochen“ in Verbindung gebracht werden, für diesen Erfolg verantwortlich zeichnen. Zuvorderst ist natürlich das gemeinsame Mahl, zu dem sich alle Mitglieder einer Familie um einen Tisch versammeln, eine Urfahrung jedes Menschen. Aber auch mit dem Kochen verbinden sich Emotionen: Als Kind stand man oft in der Küche und sah beim Kochen zu, naschte dabei und half – soweit möglich – bei der Zubereitung des Essens mit. Diese Erinnerungen werden durch die Kochsendungen wieder wachgerufen und erzeugen bei vielen Menschen ein anheimelndes Gefühl der Geborgenheit. Man versammelt sich gleichsam um den Fernseher als „virtuelle Feuerstelle“ zum *gemeinsamen* Kochen.

Sicherheit – ein menschliches Grundbedürfnis

Wenn man den Zustand sozialer Beziehungen in unserer Gesellschaft zu erfassen sucht, dann ergibt sich ein widersprüchliches Bild: dem Faktum beträchtlicher Desintegrations- und Vereinzelungstendenzen steht eine wachsende Sehnsucht nach Halt und Geborgenheit in sozialen Netzen gegenüber. Letzteres weist darauf hin, dass innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges etwas in Bewegung geraten ist. So kann das Verlangen nach stärkerem sozialen Rückhalt als Indiz dafür angesehen werden,

dass sich viele Menschen gegen die Risiken des Lebens nicht mehr hinreichend abgesichert fühlen. Das Gefühl für Sicherheit stellt aber ein Grundbedürfnis der Menschen dar, das je nach geschichtlicher Situation auf unterschiedliche Weise befriedigt werden kann. Das erneute Bewusstwerden dieses menschlichen Bedürfnisses lässt erkennen, dass hier bisherige Lösungen brüchig geworden sind.

Wenn man sich die geschilderten Beobachtungen vergegenwärtigt, dann fällt auf, dass die Menschen heute zum einen wieder den kleinen Lebenskreisen, wie der Familie oder familienähnlichen sozialen Netzen (Freundschaften, Nachbarschaften) vertrauen, zum anderen Formen sozialer Gemeinschaften präferieren, die mit einem traditionellen Verständnis sozialer Verwurzelung in Verbindung gebracht werden können, wie eben der Heimat oder der Eingebundenheit in kirchliche Bezüge. An Zustimmung – und damit Vertrauen – verloren haben dagegen gesellschaftliche Großinstitutionen wie der Staat, die Sozialversicherungen, aber auch Gewerkschaften, politische Parteien u.a. Damit verbunden ist aber auch ein wachsendes Misstrauen gegenüber den Verheißungen autonomer Lebensgestaltung. Die Menschen machen nämlich zusehends die Erfahrung, dass das Versprechen, in einer modernen Industriegesellschaft brauche sich der einzelne nicht mehr um die Absicherung seiner Lebensrisiken zu kümmern, weil ihm dies von den großen Sicherheitsagenturen des Staates, den Sozialversicherungen etc. abgenommen wird und er sich ganz der Verwirklichung seines individuellen Lebensprojekts widmen kann, trügerisch geworden ist.

Angesichts dieser Erfahrung stehen die Menschen heute wieder vor der Herausforderung, die Koordinaten ihres Sicherheitsgefüges neu auszurichten. Einen solchen Wandel zu bewältigen stellt keine neue geschichtliche Erfahrung dar. Vor allem der Übergang in die moderne Industriegesellschaft wurde als eine große Krise des menschlichen Sicherheitsverständnisses erlebt. Denn in der vorindustriellen Lebensweise bewegte sich das Dasein der Menschen in eng begrenzten Welten, die von festen Bräuchen und Traditionen bestimmt waren. Dieses Leben bedeutete zwar auf der einen Seite eine Einschränkung der Freiheit, auf der anderen Seite aber, durch die damit gegebene Geborgenheit in sozialen Netzen, auch Sicherheit und Halt.

Mit der Ausbreitung der Industriegesellschaft gingen viele dieser vertrauten Sicherheiten verloren, die Menschen fühlten sich nun unbehaust und den Risiken des Lebens ungeschützt ausgesetzt.¹¹ Man gewann zwar im Gegensatz zu den früheren Verhältnissen ein Mehr an Freiheit, aber es fehlten die Ressourcen, diese Optionen auch zu einem menschenwür-

digen Dasein zu nutzen. Erst durch den Ausbau der sozialstaatlichen Sicherheitssysteme, durch staatliche Hilfen in jeder Lebenslage, und vor allem durch die beispiellose ökonomische Prosperität, die die Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg in den westlichen Industrieländern erlebten, konnte sich ein umfassendes Gefühl der Sicherheit einstellen. Die guten ökonomischen Verhältnisse waren aber auch eine maßgebliche Voraussetzung für die Realisierung einer immer stärker individualisierten Lebensführung. Denn nun war ein freies Leben in Sicherheit möglich, und zwar nicht nur für eine kleine Schicht besonders privilegierter Menschen, sondern für die Mehrheit. Damit setzte sich der Individualismus als Massenerscheinung durch, der zum bestimmenden Lebensstil in den westlichen Industrieländern wurde.

Seit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der 1970er Jahre („Ölkrise“) wurden die grundlegenden Sicherheitsinstanzen allerdings immer labiler. So kehrte das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit zurück – und blieb seither ein fester Begleiter der gesellschaftlichen Verhältnisse. In der Konsequenz bedeutete dies eine Einengung der finanziellen Spielräume von Staat und Sozialversicherungen, und nur mühsam versucht seither die Politik, mit Reformbemühungen und Einsparwellen der entstandenen Probleme Herr zu werden. Eine nachhaltige Überwindung dieser Krise ist bisher aber nicht in Sicht, nur in den kurzen konjunkturellen Boomphasen zeigt sich jeweils vorübergehend ein schwacher Silberstreifen am Horizont. Bei den Bürgern verstärkt die hier zu Tage tretende Konzeptlosigkeit insgesamt gesehen aber nur den Glaubwürdigkeitsverlust der sozialen Sicherungssysteme.

Mit der Dynamisierung des Globalisierungsprozesses seit den 1990er Jahren verschärfte sich zudem das Unsicherheitsgefühl in der Arbeitswelt, denn die Arbeitnehmer in Deutschland standen nun in einem Konkurrenzwettkampf mit Arbeitskräften aus Osteuropa oder Südostasien. Für viele Beschäftigte bedeutete dies eine Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse, und ebensolcher Lebensbedingungen.¹² Aber selbst bei Arbeitsplatzbesitzern, also denjenigen, die noch am ehesten in ökonomisch gesicherten Verhältnissen leben, kann unter diesen Bedingungen kein Gefühl der Sicherheit mehr aufkommen, so dass auch die Mittelschichten, das Rückgrat der traditionellen Industriegesellschaft, von massiven Abstiegsängsten geplagt werden.

Die Menschen reagieren auf diese Bedrohung ihres Sicherheitsgefühls unterschiedlich, bei einem Teil äußert sich diese Unsicherheit in einer (ruppigen) Aggressivität, oftmals mit einem resignativen Unterton,¹³ andere sehnen sich – wie dargelegt – nach einem Leben, das stärker ge-

prägt ist von einer Einbindung in soziale Lebensnetze, die in dieser Situation Halt und Geborgenheit versprechen.

Menschsein ist Leben in Beziehungen

Mit diesem Wandel des Sicherheitsgefühls gewinnt die Einsicht, dass die Einbindung des Menschen in starke soziale Beziehungen für das menschliche Wohlergehen wesensnotwendig ist, wieder an Zustimmung. Damit wächst auch das Verständnis für die Kritik an einem einseitigen Individualismus, wie sie von Seiten der Kirche bzw. der Katholischen Soziallehre aufgrund ihres Menschenbildes schon immer thematisiert wurde.¹⁴ Der Mensch ist eben seiner Natur nach beides, sowohl ein *ens individuelle*, als auch zutiefst ein *ens sociale*, ein soziales Wesen, das angewiesen ist auf stabile und dauerhafte soziale Beziehungen. Das Kompendium der Soziallehre stellt diesbezüglich unmissverständlich fest: „Gott hat den Menschen nicht als *einsames Wesen* geschaffen, sondern hat ihn als *soziales Wesen* gewollt. Das gesellschaftliche Leben ist deshalb dem Menschen nicht äußerlich: Er kann nur in Verbindung mit anderen wachsen und seine Berufung verwirklichen“ (Nr. 149).

Aus diesem Grund ist auch die Schwächung der Bindungsbereitschaft so prekär, weil damit die notwendige soziale Einbettung des Menschen aus dem Blick gerät. Johannes Paul II. hat diese Problematik in der Sozialenzyklika *Centesimus annus* (CA) mit dem Begriff der „Humanökologie“ verdeutlicht (CA 38), einem Gesichtspunkt, dem oft noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Denn genauso, wie Pflanzen und Tiere eine bestimmte Umwelt benötigen, um zu überleben, und für deren Erhaltung der Mensch die Verantwortung trägt (ökologische Verantwortung), so benötigt auch der Mensch bestimmte Lebensbedingungen in individueller und sozialer Hinsicht, um sich seiner Wesensbestimmung gemäß entfalten und bewähren zu können: „Nicht allein die Erde ist von Gott dem Menschen gegeben, dass er unter Beachtung ihrer ursprünglichen Zielsetzung von ihr positiv Gebrauch mache. Der Mensch ist selbst ein Geschenk Gottes an den Menschen. Darum muss er die natürliche und moralische Struktur, mit der er ausgestattet wurde, beachten“ (CA 38). Es geht hier also um die Frage nach der Qualität des Lebens, und hierzu gehört auch die Einbindung des Menschen in soziale Netze, wie Familie, Freundschaften, Nachbarschaften, aber auch des Staates, die ihm dabei helfen, mehr Mensch zu werden.

Erster und grundlegender Faktor zur Entfaltung der „Humanökologie“ ist die Familie (CA 39), denn dort macht jeder Mensch die „entschei-

denden Erfahrungen von Liebe und Angenommen-Sein, von Vertrauen, Verlässlichkeit und Sicherheit⁴¹⁵. Familien sind somit der ursprüngliche Ort der Geborgenheit. Damit wird auch deutlich: Nur wer diese Ur-Erfahrung der Geborgenheit in der Familie gemacht hat, wird befähigt, auch in größeren sozialen Netzen Beziehungen aufzubauen und verlässliche Bindungen einzugehen.

Die Gemeinschaftsfähigkeit des Menschen ist wiederum die Voraussetzung dafür, um füreinander einzustehen und somit Verhältnisse der Solidarität auszubilden. Indem man sich in den Dienst am Mit-Menschen und am Gemeinwohl stellen lässt, wird es möglich, die Bedürfnisse und Nöte der anderen wahrzunehmen und ihnen – beseelt von der Liebe – zu einem menschenwürdigen Leben zu verhelfen.

Die Voraussetzungen sozialer Verwurzelung

Damit die Menschen wieder ein tragfähiges Sicherheitsgefühl gewinnen, ist es entscheidend, die gegenwärtig wahrnehmbaren Suchbewegungen nach sozialer Verwurzelung in konkrete Handlungsimpulse zu übersetzen. Denn Sehnsüchte sind nicht nur Hinweise auf bestehende Unzufriedenheiten, sondern sie sind zugleich Richtungsweiser für entsprechende Handlungsfelder. Erst ihre Verankerung in der Wirklichkeit führt dazu, dass sich auch Veränderungen im Alltag der Menschen zeigen.

Was sich hier so einfach formulieren lässt, bedeutet in Bezug auf die Realisierung nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Zwar ergibt sich aufgrund der oben dargelegten Unsicherheitskonstellation eine gute Ausgangslage, es besteht also der notwendige Leidensdruck, aber die Erreichung des Ziels erfordert insgesamt ein Ensemble verschiedener Voraussetzungen. Problematisch ist diesbezüglich nicht nur der Weg an sich, auf dem die beschriebenen Sehnsüchte nach sozialen Bindungen verwirklicht werden können, sondern es geht auch darum, entsprechende Grundbedingungen zu beachten. Die Realisierung sozialer Verwurzelung war immer schon stark geprägt von bestimmten vorgegebenen Zusammenhängen, also von einem Umfeld, in dem sie gelebt werden konnten. Wenn man sich die gegenwärtige Sehnsucht nach Heimat vor Augen führt, und dies mit dem Zusammenleben in früheren Zeiten vergleicht, beispielsweise in einem Dorf, dann werden die Probleme sichtbar, die sich hier heute stellen:

Eine dörfliche Gemeinschaft gründete früher auf einem hohen Maß an Gleichheit. Man ging gemeinhin der gleichen Tätigkeit nach, die mit der Landwirtschaft verbundenen Verrichtungen waren auch zeitlich der

Taktgeber der dörflichen Gemeinschaft, außerdem gab es viele Möglichkeiten zu spontanen Gesprächen – und sei es nur an der Milchsammelstelle, wo sich die Bauern täglich trafen und die Neuigkeiten austauschten. Meist gehörte man auch der gleichen Konfession an, was wiederum die Basis für gemeinschaftlich gelebte Bräuche und Traditionen war. Aus diesen Gemeinsamkeiten resultiert letztlich das starke Heimatgefühl, das wiederum die Voraussetzung für die besondere Solidarität in den Dörfern war: In Notlagen hielt man – trotz aller Animositäten, die auch in einer Dorfgemeinschaft vorhanden waren – zusammen und half sich so gut es ging.

In den letzten Jahrzehnten haben sich aber die Verhältnisse in den meisten Dörfern erheblich verändert. Viele landwirtschaftliche Betriebe wurden aufgegeben, die Menschen verdienen sich nun den Lebensunterhalt andernorts und kommen nur noch zum Schlafen ins Dorf zurück. Dies hat natürlich Folgen für das dörfliche Leben: die öffentlichen Treffpunkte sind verödet, oft fehlen heute sogar die Gasthäuser, sie wurden unrentabel, weil die moderne Mediennutzung dafür sorgt, dass die Menschen am Abend lieber für sich bleiben. Letztlich fand eine Art „Verstädterung“ statt, Anonymität und Vereinzelung zogen – früher undenkbar – auch in die Dörfer ein.

An dieser (idealtypischen) Schilderung dörflicher Verhältnisse wird deutlich, was damit gemeint ist, dass soziale Beziehungen auf feste Zusammenhänge angewiesen sind, Voraussetzungen also, die heute entweder in Auflösung begriffen sind, oder bereits verloren gegangen sind. Woran es heute bei der Realisierung sozialer Bindungen oft mangelt, ist dieses Fundament sozialer Verhältnisse, das früher gleichsam den *Humus* für die gemeinschaftliche Verwurzelung bildete. Dieser Mangel bedeutet zwar nicht, dass es heute unmöglich ist, sich wieder neu auf stabile soziale Verhältnisse einzulassen, aber es ist zweifellos schwieriger. Allgemein kommt es heute stärker auf die bewusste Entscheidung des Einzelnen an, gegenüber anderen Lebensoptionen sozialen Beziehungen in seinem Leben einen größeren Raum einzuräumen, sei es durch die Gründung einer Familie oder dem Aufbau anderer sozialer Netzwerke (Freundschaften, Nachbarschaften). Entsprechend muss dann Zeit und Engagement eingesetzt werden, um diese sozialen Bindungen zu pflegen und ihnen eine langfristige Perspektive zu geben.

Dabei kommt der Familie als Ort sozialer Verwurzelung sicherlich eine herausragende Stellung zu, denn sie ist immer noch die Gemeinschaftsform, in der die sozialen Bindungskräfte am stärksten wirken können. Aber selbst die Entscheidung für diese Lebensform muss heute gegen

die Widerstände einer individualisierten Gesellschaft ankämpfen, für die es nicht mehr selbstverständlich ist, ja zu Kindern zu sagen. Auch deshalb ist die Frage, ob die gegenwärtig wachsende Sehnsucht nach sozialer Beheimatung stark genug ist, um sich gegen den jahrzehntelangen Pfad individualistischer Lebensgestaltung durchzusetzen, noch nicht entschieden. Aber es bleibt die Hoffnung, dass sich durch die bewusste Entscheidung vieler für die erneute Stärkung sozialer Lebensformen allmählich eine Breitenwirkung einstellt, die – wenn die Anzahl der Beteiligten groß genug ist – sich zu einer Trendwende auswächst und damit imstande ist, die gesellschaftlichen Verhältnisse nachhaltig zu verändern.

In diesem Zusammenhang stellt sich aber auch der Politik die Aufgabe, die sozialen Sicherungssysteme endlich zukunftsfest zu machen, denn man darf die gelebte Solidarität der kleinen sozialen Netze nicht überfordern. Eine verlässliche Absicherung der Lebensrisiken muss deshalb auch in Zukunft durch die institutionellen Sicherungssysteme erfolgen, wobei letztlich beide Bereiche nicht unabhängig voneinander verstanden werden dürfen, sondern sie können sich sehr wohl ergänzen, wie dies ja auch dem Kerngedanken des Subsidiaritätsprinzips – eines der Grundelemente der Katholischen Soziallehre – entspricht.

Die Sachzwänge der Arbeitswelt

Es sind aber nicht nur die verlorenen Zusammenhänge, die heute eine neue soziale Verwurzelung schwieriger werden lassen, sondern auch die Bedingungen der Arbeitswelt stellen diesbezüglich eine gewichtige Widerstandslinie dar. Dies gilt insbesondere für den Bereich der familialen Beziehungen. Frank Schirrmacher hat diese Problematik einmal folgendermaßen beschrieben: „Liebe begünstigt Geburten, Arbeit vereitelt sie. So lautet der Grundwiderspruch unserer Gesellschaft.“¹⁶

Diesbezüglich haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren sogar wesentlich verschärft. Denn der Zugriff der Erwerbsarbeit auf die Beschäftigten wird immer umfassender. Durch die Anforderung nach umfassender Flexibilität und Mobilität, in einigen Berufen auch nach einer ständigen Verfügbarkeit, frisst sich die Arbeitswelt immer stärker in den Bereich außerhalb der Erwerbstätigkeit hinein, dem Bereich also, der normalerweise reserviert ist für die Pflege der familialen Beziehungen. Die Möglichkeiten, hier Widerstand zu leisten, sind heute für viele Beschäftigte sehr beschränkt, denn die Angst vor Arbeitslosigkeit erhöht

die Bereitschaft, sich den Leistungsanforderungen der Arbeitgeber zu beugen.

Zweifellos hat man es hier mit einem Dilemma zu tun, der Druck, der in einer globalisierten Ökonomie herrscht, versetzt viele Betriebe heute in einen ständigen Ausnahmezustand. Die betriebswirtschaftlichen Sachzwänge stehen aber meist quer zu den Bedürfnissen des Familienlebens. Dies wird beispielsweise auch bezüglich der Ladenöffnungszeiten deutlich, vor allem in den Bestrebungen, die Geschäfte auch an den Sonntagen zu öffnen. Da soziale Beziehungen Zeit brauchen, und zwar verlässliche Zeiten, läuft eine Ausweitung der Öffnungszeiten, die für die Beschäftigten oftmals mit höchstflexiblen Arbeitszeiten verbunden sind, dem entgegen. Mit Recht kämpfen deshalb kirchliche Verbände Seite an Seite mit den Gewerkschaften gegen derartige Absichten.

Da wir in einer Marktwirtschaft leben und davon auch in vielfältiger Weise profitieren, kann man vor den Anforderungen, denen die Unternehmen heute ausgesetzt sind, sicher nicht gänzlich die Augen verschließen. Trotzdem muss es möglich sein, darüber zu reden, wo die Grenzen gezogen werden müssen, um die Zugriffsmöglichkeiten der Erwerbsarbeit auf den Lebensbereich der Beschäftigten zu beschränken. Jedenfalls dürfen die ökonomischen Bedingungen das familiäre Miteinander nicht in unverhältnismäßiger Weise beeinträchtigen. Wenn Eltern, die versuchen, ihren Kindern eine verlässliche Lebensumwelt zu bieten, für die Anforderungen der modernen Arbeitswelt als ungeeignet betrachtet werden, dann stimmen hier die Relationen nicht mehr.¹⁷ Dies müsste auch von den Verantwortlichen in den Unternehmen endlich stärker zur Kenntnis genommen werden. Im Übrigen gilt: „Nicht der *flexible Mensch*, sondern der in gesellschaftlichen Bindungen verwurzelte Mensch bringt auch unsere Wirtschaft voran. Denn er weiß, dass er Verantwortung trägt nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere.“¹⁸

Die Chancen sozialer Erneuerung

Insgesamt gesehen wird deutlich, dass aufgrund der heutigen Unsicherheiten – seien sie sozialer oder ökonomischer Art – die Schattenseiten des Individualismus schärfer als bisher wahrgenommen werden. Zugleich wird versucht, durch die Stärkung sozialer Bindungen ein Gegengewicht zu schaffen, was sich – auf unterschiedlichen Feldern – in der gegenwärtig wahrnehmbaren Sehnsucht nach sozialer Verwurzelung zeigt. Aber ob es diesen Sehnsüchten auch gelingen wird, sich innerhalb der gesellschaftlichen Realität durchzusetzen, dies kann – so wün-

schenswert es auch wäre – aus heutiger Sicht noch nicht abschließend beurteilt werden. Diesbezüglich bestehen einfach noch zu viele Unwägbarkeiten, zumal die jahrzehntelange Dominanz eines individualistischen Lebensverständnisses tiefe Spuren in den gesellschaftlichen Strukturen hinterlassen hat und sich frühere Selbstverständlichkeiten sozialer Einbindung aufgelöst haben.

Gesellschaftliche Veränderungen waren und sind immer das Ergebnis längerfristiger Entwicklungen, dies konnte man auch bezüglich des modernen Individualismus beobachten, bis sie dann mehr oder weniger eruptionsartig zum Durchbruch gelangen. Es gilt deshalb, die „Zeichen der Zeit“ wahrzunehmen, wie es das Konzilsdokument *Gaudium et spes* (GS 4) der Kirche und damit auch jedem Gläubigen als Aufgabe nahe gelegt hat, und zu versuchen, den gegenwärtig feststellbaren Veränderungsprozess in der Gesellschaft aufmerksam zu verfolgen. Diesbezüglich stellt sich für die Katholische Soziallehre die Aufgabe, gemäß ihrem Menschenbild, stets neu den besonderen Wert der sozialen Bindungen für die Menschen in Erinnerung zu rufen, und sich dafür einzusetzen, dass die gesellschaftliche Wertschätzung der Familie wieder zunimmt, die nach Johannes Paul II. den Kern jeder „Humanökologie“ bildet. Denn gerade in der Frage, welchen Stellenwert man der Familie, als „Ort der Kultur des Lebens“ (CA 39) zugesteht, wird sich entscheiden, ob der Einfluss des verhängnisvollen Individualismus überwunden und eine Phase neuer sozialer Verwurzelung der Menschen erreicht werden kann.

Anmerkungen

- 1 Kai Diekmann: *Der große Selbstbetrug*, München 2007. Differenzierter urteilt hier Udo di Fabio: *Die Kultur der Freiheit*, München 2005.
- 2 Vgl. dazu den Sammelband von Klaus Hofmeister/Lothar Bauerochse (Hrsg.): *Wissen, wo man hingehört. Heimat als neues Lebensgefühl*, Würzburg 2006.
- 3 Sein Film „Wer früher stirbt ist länger tot“ wurde u. a. 2007 mit dem Deutschen Filmpreis in der Kategorie *Regie* ausgezeichnet.
- 4 Lisa Laurenz: „Mehr als nur ein sicheres Gefühl“. Die Sehnsucht nach Zugehörigkeit, in: Hofmeister/Bauerochse, a.a.O., S. 76.
- 5 Vgl. Gott in der Stadt. Perspektiven evangelischer Kirche in der Stadt, hrsg. v. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Texte 93, Hannover 2008.
- 6 Sehnsucht nach Familie. Die Neuerfindung der Tradition. SPIEGEL Special, Nr. 4/2007.

- 7 Shell Deutschland Holding (Hrsg.): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Bonn 2006, S. 17.
- 8 Ebd., S. 49.
- 9 Horst W. Opaschowski: Der Generationenpakt. Das soziale Netz der Zukunft, Darmstadt 2004, S. 22.
- 10 Vgl. Geschmacks-Empfinden. Kochsendungen auf Erfolgskurs. El Cartel Media (www.elcartelmedia.de/download/studien/ECM_Studie_Kochen).
- 11 Schon damals, im 19. Jahrhundert, suchten viele Menschen in dieser Situation Trost im Glauben, vor allem die Marienfrömmigkeit erlebte parallel zur aufkommenden Industrialisierung einen starken Aufschwung.
- 12 Vgl. dazu auch die neue Wortschöpfung „Prekariat“ zur Beschreibung derjenigen, die von diesen unsicheren Beschäftigungs- und Lebensverhältnissen betroffen sind.
- 13 Diese Stimmung wird heute auch von vielen Rap-Songs aufgegriffen, die sich bei vielen Jugendlichen großen Zuspruchs erfreuen.
- 14 Vor allem in den 1980er Jahren hat auch der sogenannte *Kommunitarismus*, dessen Ursprung im angelsächsischen Raum zu finden war, auf diese Problematik aufmerksam gemacht. Das Kernanliegen dieser Gruppe von Soziologen, Philosophen und Ökonomen war vor allem die Kritik am liberalen Gesellschaftskonzept – und der Hinweis auf die Folgen nachlassender sozialer Bindungskräfte innerhalb der Gesellschaft; vgl. Walter Reese-Schäfer: *Kommunitarismus*, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 2001.
- 15 Sozialwort des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich, Wien 2003, Nr. 70.
- 16 Frank Schirrmacher: *Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft*, München 2006, S. 18.
- 17 Vgl. Marc Szydlík (Hrsg.): *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie*, Wiesbaden 2008.
- 18 Erwin Teufel: *Maß und Mitte. Mut zu einfachen Wahrheiten*, 3. Aufl., Lahr 2006.

Zur Person des Verfassers

Dipl.-Theol. Gerhard Steger, Wissenschaftlicher Referent an der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle Mönchengladbach.